



einen dicken Strich. Der Löwenanteil auf diesem Gebiet ist der denkwürdigen „Challenger-Expedition“ beizumessen, welche durch die Bemühungen der englischen Zoologen Carpenter und Thomson ins Leben gerufen wurde. Diese Expedition dauerte vier Jahre (1872-1876) und sie steht in der Geschichte der Tiefseeforschung an Bedeutung obenan.

In Bord des „Challenger“ befand sich ein zootechnisches Laboratorium, Vorratsträume, Fangapparate und eine ansehnliche Bibliothek. Das Schiff stellte fünfzig eine schwimmende zoologische Station dar. Noch gegenwärtig sind Zoologen der verschiedensten Nationalität damit beschäftigt, die wertvollen Ergebnisse der Forschungsfahrt des „Challenger“ zu beobachten.

In erster Linie betreffen die von den Gelehrten des „Challenger“ gemachten Beobachtungen die Feststellung des Vorkommens einer reichen und über den ganzen Meeresgrund verbreiteten Fauna. Das stärkste Kontingenz zu derselben stellen die Sternfische und Stachelhäuter (Seeigel). Beide Tiergruppen besitzen ein eigentümliches Wasserzellsystem in ihrem Körper, wodurch es möglich wird, den unangehörigen Druck des Wassers von oben her durch einen auch bei Wärmern und Mollusken.

Bei Fischen, die in großen Tiefen leben, dient die Schwimmblase dazu, den Wasserdruck zu bemessen. Bekanntlich haben wir in diesem mit Luft gefüllten Blasen hydrostatische Organe zu erkennen, welche mit Hilfe der Pumpmuskeln zusammengepreßt und auch wieder ausgedehnt werden können, sobald der Fisch im ersten Falle schwerer, im zweiten spezifisch leichter wird. Je nach der Größe und Form der Schwimmblase wird der Fisch an ganz bestimmte Regionen der Meerestiefe gebannt. Steigt er unversehens einmal höher hinauf, so muß er diese Unvorsichtigkeit mit dem Leben büßen, indem dann der Druck der Luft im Innern der Schwimmblase (wegen mangelnden Gegendrucks der Wasserfülle) so groß wird, daß die Wände der Blase platzen. So werden die Schellfische meistens mit zerborstener Schwimmblase von der Angel abgenommen. Den Seeisfischern ist diese Tatsache sehr wohl bekannt.

Was einem momentan als eine Unvollkommenheit im Bau der Tiefseefische erscheinen möchte, ist im Grunde eine recht zu erklärende Einrichtung, denn die betreffenden Geschöpfe werden durch den großen Luftdruck in ihrer Schwimmblase beengt, sich mit Leichtigkeit in der Tiefe zu bewegen. Sie würden an den Boden gepreßt werden, wenn sie ohne die Fähigkeit, einen Gegendruck auszubilden, dahin verfrachtet würden, wo wir sie finden.

Es gibt einen Knoschensich aus der Gruppe der Sternfische, dessen Körper regelmäßig in einzelne Stücken zerfällt, wenn man ihn im Auge heraufsieht. Die Ursache dieses tödlichen Effekts ist natürlich gleichfalls in dem hochgepressten Luftdruck zu suchen, der in der Schwimmblase dieser Fische vorhanden ist und der sie nur zu einem Leben in großen Tiefen qualifiziert.

Eine ganz besonders interessante Eigentümlichkeit, die viele

Tiefseefische aufweisen, ist die Verkümmern der Sehorgane. Unter den Fischen ist der in 12,000 Fuß Tiefe des Atlantischen Ozeans lebende Ipnops Murrayi völlig blind und in den mexikanischen Meeren hat man ebenfalls Fische mit mangelhaften Augen angetroffen. Was die Tiefseefische betrifft, so hat die Gattung Willemoesia nicht nur die Augen, sondern sogar die Augenspitze infolge des anhaltenden Nichtgebrauchs eingebüßt. Dagegen besitzt gewisse Krebs äußerlich lange Fühler, woraus zu schließen sein dürfte, daß sich in Ermangelung des Augenlichtes der Tastsinn bei ihm sehr hochgradig entwickelt hat.

Freilich kommt nun auch das völlige Gegenteil von dem oben angeführten Thatsache vor. Neben blinden Tierespezies findet man nämlich auf dem Meeresgrunde solche mit großen und geradezu kolossal entwickelten Augen. So zeigt ein atlantischer Krebs (Cystosoma Neptuni), der in 9000 Fuß Tiefe und demnach also in völliger Finsternis lebt, Augen von solcher Größe, daß sie ein volles Drittel der Oberfläche des Tieres einnehmen.

Hieraus können wir den Wahrscheinlichkeitschluß ziehen, daß unsere Ansicht von der ewigen Finsternis in den Tiefen des Meeres nur mit Einschränkung wahr ist, denn wenn jener Krebs so riesig entwickelte Augen besitzt, so muß er sie auch brauchen und benutzen können, sonst wären sie nicht da. Zur Lösung der wichtigen Frage, ob es Vögeln auf dem Meeresgrunde giebt, hat die Challenger-Expedition auch das übrige beigetragen. Es gelang nämlich eine Aecide von der Gattung Pyrosoma aufzufinden, welche die ansehnliche Länge von 4 Fuß hatte. Als bald verbreitete das Tier ein höchst intensives Licht und sah wie ein großer feuriger Zapfen aus. Der Chemiker des Challenger, Hr. Wooley, machte den Versuch, mit dem Finger seinen Namen auf den Körper dieser Pyrosoma zu schreiben und siehe da: die berührten Stellen fingen mit noch größerer Intensität an zu leuchten. Es giebt außer diesen Aeciden noch zahlreiche kleinere Thierarten, die durch ihre Leuchtorgane besitzen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Geschöpfe eine Art von lebenden Laternen darstellen, bei deren Schein die Tiefseefische, soweit sie Augen besitzen, ihrer Wechselbestimmung nachgehen. Es ist dies eine hochinteressante von einander entfernt liegenden Begebenheiten.

Bei einer Schackerzeit der Tiefseefauna darf auch nicht zu erwähnen unterlassen werden, daß viele Vertreter derselben eine sehr ausgeübte Brutpflege zeigen. Ganz besonders ist eine solche mütterliche Fürsorge bei Aufzucht der Nachkommenschaft von den Sternfischen — den Seeisfischen, Seeigeln und Seeanzen bekannt. Freilich nur von denjenigen Arten, welche in einer Tiefe von 6000 und mehr Fuß leben. In den küstennahen Regionen finden wir eine so sorgsame Brutpflege wie in der Tiefe nicht. Es ist ein sehr bemerkenswertes Faktum, daß mit der Zurückkunft, welche die Eltern inständig ihren Jungen zuwenden, auch eine vereinfachte Entwicklungsweise der letzteren verknüpft ist. Hierdurch wird vermieden, daß die Larven allzu maßlos auf Grund gehen, was unbedingt geschehen würde, wenn sie so lange im ver-

müller abzuwarten und Albinus zuzurechnen sei, so steht doch in diesem Augenblicke fest, daß die Autorität des letzteren nicht mit Sicherheit behaupten und beweisen läßt. Wichtig ist endlich, daß der wiedererlangte erste Druck unseres Lesers ist die Feststellung des Originaltextes desselben mangelnd, und nun endlich auch die Zeitfrage, ob Strophe 8 „Nur nun will ich ewig wohnen“ ein ursprünglicher Bestandteil des Gedanges oder ein späterer Zusatz sei, zu Gunsten der ersten Behauptung entschieden ist.

**Mannichfaltiges.**

Die Anfänge des brandenburgischen, später also preussischen Oeres, fallen bereits in die letzte Hälfte des 16. Jahrhunderts. Schon 1571, gleich nach seinem Regierungsantritt, nahm Kurfürst Johann Georg Fremdlinge auf ein Jahr in Seid, die den Namen „Einspinnlinge“ führten und deren Bechtelhaber der Hauptmann v. Müllendorff war. Vom Jahre 1588 findet sich die Nachricht, daß an verschiedenen Orten der Mark die Meuterei gemehrt war“ und im Jahre 1592 ertheilte der Kurfürst seiner Leinwade eine eigene Institution. 1593 erdichtete Johann Georg eine „abelige Meuterei“, bestehend aus 24 jungen Weibchen und letzte dreier Wörde von Storfowis als Hauptmann vor. 1596 ward eine Wörde auf die Gütte reduziert und Meuterei von Schönach an Storfowis' Stelle Commandeur.

Als Johann Georg am 8. Jan. 1598 gestorben, waren zur Bewachung der Leiche Trabanten abgeordnet, daneben wurden jedoch auch Karabiniers genannt. Die Benennung der Trabanten, welche etwa die Vorkämpfer unserer heutigen Garde waren, bestand in einem Spieß. Als in demselben Jahre Markgraf Georg Friedrich von Anspach mit seiner Gemahlin dem Berliner Hof einen Besuch abtathete, war das Militär schwarz-weiß gekleidet. Der Kurfürst holt den Markgrafen persönlich ein, wobei ihn 150 Soldaten begleiteten. Mit Musikten bewaffnet, ließen sie vom kölnischen Rathhaus zum Schloß Spalier.

W. Der Oberlieutenant H. J. Dodge äußert sich in seinem oben erwähnten Buche „Die heutigen Indianer des fernsten Westens von Nordamerika“ (Wien, V. Carlsson) über den sog. Storicismus der Nothhäter“ folgendermaßen: Wenn ich Indianer beim Durchstreifen der Küstengebietes unempfindlich und ohne Erlaunen zu äußern Dampfische und Lokomotiven betrachte, so ist das keine Folge eines tief physischen Geistes oder der Fähigkeit, sich zu beherrschen. Ihm ist vielmehr so viel dres, daß er aus dem Staunen nicht herauskame, und so verfallt er in das andere Extrem und wunderd sich über nichts. Ihm ist die Verstellung einer Glasfläche ebenso ungewöhnlich wie des Wagens des Domers, der Mechanismus einer Schrotmaschine nicht Gegenstand höheren Erlaunens als der eines Schießbarrens. Wenn aber Dinge im Bereiche seiner eigenen tändlichen Erfahrung in seiner Auge ausgeführt werden, welche für ihn merkwürdig sind, so legt

Wirtschaften, um hier möglichst reich für die Schlichtbank tauglich gemacht zu werden.

Es dürfte sich empfehlen, daß man in unseren Wirtschaften in ähnlicher Weise vorgeht und die vierjährigen schlechten Witterungen möglichst rasch zur Wahrung aufstellt; sie sind das theure Futter in unserer Randwirtschaft nicht werth.

Prof. Dr. C. Freitag.

**Ueber Rentabilität der Hühnerzucht.**

Von verschiedenen Seiten wird der Nutzen einer Henne auf 4 1/2 Jahre berechnet. Diese Ansicht theilen wir nicht; es ist vielmehr zu empfehlen, Hühner, welche des Nutzens wegen gehalten werden, schon im dritten Lebensjahre der Kühe zu überantworten. Während dieses Zeitraumes, also in 2 1/2 Jahren, legt eine eben so alte Hühner (z. B. Italiener) mindestens 240 Stück Eier, deren Werth mit Berücksichtigung, daß davon etwa 1/3 während der Spätherbst- und Winterzeit produziert und mit 8 Pf. bezahlt werden — die Summe von 14,40 M. repräsentirt. Rechnet man noch den Schlachtwerth der Henne von 1,50 M. hinzu, so ergibt dies einen Nutzwert von 15,90 M. nach 2 1/2 Jahren. Hiervon müssen Futterkosten und etwaige Abfälle abgezogen werden, die sich mit 9 M. wohl zweifelslos decken lassen werden. Somit ergibt sich ein Nutzwert von 14,90 M. für 2 1/2 Jahre oder pro Jahr von 5,96 M. Die dieser Berechnung zugrunde gelegten Faktoren stützen sich in Rücksicht ihrer Nützlichkeit auf Erfahrungssätze, welche mit denen von Wright, Partel und anderen bedeutenden Autoritäten der Geflügelzucht ziemlich übereinstimmen. Dr. Waldmann giebt in seinem Handbuche der Feherviehzucht über die Produktivität der italienischen Hühner an, daß dieselben im Alter von sechs Monaten mit Eiern begannen haben und selbst im harten Winter während zehn Monaten 120 Eier produzierten. Wright schlägt den Nutzen einer Henne auf 4 1/2 bis 6 1/2 M. pro 120 Stück und das Futter selbst für einjährig gefaltene Hühner der größeren Rassen auf 15 Pf. pro Kopf und Woche. Bei den vorhin gemachten Angaben über Futterkosten darf man nicht übersehen, daß selbst in unsern kleineren Haushalten täglich sonst für den eigenen Nutzen unvernünftiger Speisereize und Küchenabfälle sich für die Hühner verwerten lassen, die Futterkosten also noch verringern. Wer nun von den fernern richtigen Erfahrungen über die Rentabilität der Hühnerzucht machen will, dem dürfte das eigentliche Hauptgewicht auf die Liebhaberei an bestimmten Rassen nicht den geeigneten Stoff liegen. Entweder wird derselbe, falls sich ihm Gelegenheit bietet, Hühnerzucht zu gutem Preise abgeben zu können, die Rentabilität der Zucht überwiegen, oder im andern Falle zu einem dieser Zucht unangünstigen Resultate gelangen. Wer die Hühnerzucht nur des Nutzens wegen treibt, wird solchen nur durch Halten von wirtschaftlichen Rassen erreichen, und dazu sind vor allen anderen Schlägen die Italiener oder auch Leghorn zu rechnen. Deshalb ist auch die Nachfrage nach dieser Rasse in der wirtschaftlichen Hühnerwelt z. B. ebenso bedeutend als vor einigen Jahren die Liebhaberei für französische Rassen. Hat sich auch letztere nicht zu halten vermocht, so dürfte doch bei den vielen vortrefflichen Eigenschaften der italienischen Hühner diese Rasse sich für den Landmann wie für den kleinen Züchter einer Zukunft zu erfreuen haben.

He.

\* Mohnküchen. Ueber den Werth dieses Viehfutters für Milchvieh, Mähwied und Schafe finden sich nur wenige Mittheilungen in den landwirthschaftlichen Zeitschriften. Die wenigen Verhängerungen der Praktiker stimmen aber darin überein, daß Mohnküchen vorwiegend auf Fleisch- und Fettzucht hinwirken, weniger auf die Milchproduktion, insofern sie also als ein gutes Mähwied, aber nicht als ein besonderes gutes Futter für Milchvieh zu bezeichnen sind. Mohnküchen sollen nicht nur in quantitativer, sondern auch in qualitativer Beziehung unangünstig auf die Milchproduktion wirken; die Witter soll nach Mohnküchen nicht abhalten, sie als Mähwied zu verwenden. Der Futterwerth der Mohnküchen ist dem der Hauptküchen etwa gleich; sie sind aber beträchtlich billiger als diese zu kaufen, es ist also räthlich, sie zum Zweck der Witterung an Mähwied zu erwerben. Doch wird von anderer Seite ihrer Verwendbarkeit als Mähwied das Wort geredet, so leicht Fischen in der „Deutschen Landw. Presse“ mit: Gegenwärtig füttern viele größere Landwirthschaften

starkem Milchviehstapel 2-4 Wd. Mohnküchen per Stück und Tag und stehen sich besser dabei als bei den letz höher im Preise gehaltenen Kapps- und Leinwäden. Es wird hiernach immerhin ein Versuch mit Mohnküchen bei Milchvieh gemacht werden dürfen, möglicherweise sind die unangünstigen Ergebnisse durch Nebenumstände, die nicht beachtet wurden, veranlaßt worden.

\* Ueber die Fütterung der Kraftfüttermittel beim Milchvieh stellt H. Gader mit 4 Kühen, die bei im Stall umhergehen, Versuche an. Im Stalle waren 6 Tröge aufgestellt, in denen einzeln und trocken Stroh, Kleie, Kapsküchen, Stroh und Heu und in einem reines Wasser waren. Alle 4 Thiere eilten zuerst zu dem Troge mit trockener Kleie, dann zu Stroh, Mähwied, trafen schließlich wenig Melchen und endlich Stroh und Heu. Nach 14 Tagen wurde die Kleie mit Wasser angefeuchtet; da jedoch die Thiere, statt wie vorher pro Tag um 10 Pfund zu verzehren, nur noch 7 Wd. trafen, auch im Gesamtsummenkonsum zurückgingen, und der Milchtrag gering wurde, so setzte Gader nach 4 Tagen wieder zur Trockenfütterung zurück. In diesem Versuche haben also die Thiere selbst die Trockenfütterung von Kleie vorgezogen und auch das Wasser am liebsten in reinem Zustande getrunken, ohne Kraftfüttermittel darin.

\* Verfüterung von kalter Futtermittel an Kälber. Das Kälberkalte, d. h. mindestens 12-15° C. warme Futtermittel überbacken mit demselben Erfolge geriebt werden kann, wie angewärmte, unterliegt nach Dr. Manning keinem Zweifel. Die Frage kann nur sein, in welchem Alter man beginnen dürfte, mit dem Anwärmen nachzugehen. Nach den Erfahrungen M. S. wäre damit nicht vor dem vollendeten Alter von 4 Wochen anzufangen. Dabei würde man in der Weise verfahren, daß von 3 zu 3 Tagen bei jeder Mahlzeit immer um 1/4 oder 1/2 Liter steigend kalte Milch zugelegt, worauf darin abgezogen, oder wenn die Kälber bereits in diesem Alter ganz auf abgewarmt, oder auf Futtermittel gebracht wären, ihnen dieselbe jeden Tag um 1° C. kälter geriebt würde.

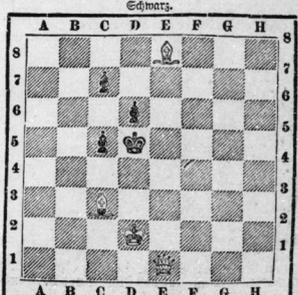
\* In landwirthschaftlichen Kreisen der westlichen Provinzen, namentlich in Hessen-Nassau, sieht man sich durch die im vorigen Jahre erangenen Anordnungen betreffend Mähregeln zur Tilgung der Schafzucht, bekwert; die vorgezeichnete Baderur hält man für zu kostspielig, nachtheilig für die Schafe und doch erfolglos. Von mehreren Kreisoberen des Regierungsbezirks Kassel ist nun ein durch den landwirthschaftlichen Centralverein an die Regierung zu übermittelte Antrag angenommen worden, welcher die Regierung ersucht, von der Durchföhrung der seit dem 12. Februar 1883 in Bezug auf die Bekämpfung der Waidenbekämpfung getroffenen Spezial-Verordnungen in Zukunft abzuweichen, dagegen das Schafgewicht auf die Erfüllung der nach § 9 des Reichs-Studien-Gesetzes vom 23. Juni 1880 den Schafbesitzern anerkentten Anzeigepflicht und die nach § 17 angeordnete Ueberwachung der Viehmärkte und Viehransporte leitens benannter Viehräthe zu legen, dagegen oder in keinem Falle die Badenpflicht über eine Weide zu verhängen, von der nicht ausdrücklich nachgewiesen ist, daß Thiere derselben mit der Waidenkrankheit behaftet oder mit waidenkranken Schafen unmittelbar in Berührung gekommen sind.

**Schach.**

Regist. Nr. von S. Tarrafch

Aufgabe Nr. 49.

Von S. Wies in Leipzig.



WeiB zieht und legt in 2 Zügen mat.





bankten, die wir in Berlin bankten!" bemerkte die Frau mit erster Wahrung.

"Woh! wahr. Das wollen wir auch nie vergehen und der Semmel stets dankbar sein!" sprach der Gatte mit dankbarem Ausblick zum Himmel. "Wir wollen sie beiwachen in unserm Namen. Siehst Du, deshalb berichte mich gestern im Walde die Anrede des alten Försters so wunderbar wie ein Blitz."

"Was Du es nicht gehört? — er nannte mir: Herr Baron von Semmelstein!" sprach der Gatte, sich hoch aufrichtend mit stolzem Blicke.

"Das gefiel Dich wohl?"

"Ehr, Emilien, sehr!" — sagte er mit selbstgefälligem Acheln. "Ich habe seit diesem Augenblicke an nichts anderes gedacht als an diesen Namen, den ich zum erstenmal in meinen eigenen Forsten vernahm. Unsere junge Erziehung schien dem alten braven Förster zu imponieren und diese treffende Benennung ist wie geschaffen für uns, weil sie auch die Semmel in sich enthält und deren Einfluß auf unsern Reichtum vollkommen Bedingung trägt — zugleich aber durch die Verwandlung des Mannes in einen Stein die Verbindung mit dem Namen des Schlosses Berlingen in sich verbindend anbeudet — und so als Stein dem adeligen Namen seinen Klang giebt."

Emilie lauschte aufmerksam den logischen Auseinandersetzungen ihres Ehepartners und nicht, überzeugt von dessen überwiegenden Gründen, ein zustimmendes: "Nu äben."

"Hier dürfen wir ein Stückchen Geld nicht ansehen, Emilien," fuhr der Gatte entschlossen fort und rieb sich die Hände. "Et muß sich! Dann werden uns die alten Grafenspäcker im Ahnenalle nicht mehr griesgrämig ansehen, wenn wir erst ihresgleichen sind!" rief er schmunzelnd. "Wäre es nicht der vielen Hirschgeweihe wegen, die dazwischen hängen, ich hätte die vorwurfsvollen Gesichter schon auf die Kumpelmannschaften lassen — aber die Geweihsammlung ist sehr wertvoll und biblisch dazwischen angehängen — man sagt, die alten Herren säeten die Hirsche davon selbst erlegt — und das gefällt mir!" sprach er mit Kennerniene.

"Was, die alten Hirschhörner? das morische Gerümpel, das gefällt Dir? das willst Du behalten? Das Zeug scheint nur zum Vergnügen der Spinnen da zu sein. Ich wollte sie schon herunterreißen, aber da glotzte mich solche alte Frage so furchtbar an, daß ich mir fürchte, fortließ und die Thür hinter mich zuwarf, denn es war gerade als verfolge mich ein Gespenst."

"Gott sei Dank und dem alten Grafen!" rief erleichtert und lachend der Baron von Semmelstein in spe. "Restaurieren werde ich den Ahnenalle lassen mit all seinen Jagdtrophäen. Das wird meiner Pietät und meinem Ansehen Ehre machen und mir Anerkennung eintragen. Die Originale der Porträts des Grafengeschlechtes sind, wenn auch nicht gerade unsere direkten Ahnen auf dem Stammbaume, doch allemal Vorbesitzer und unsere Vorfahren hier auf dem Schloße."

Er erhob sich, ging einigemal mit stolzem Schritte auf der Terrasse hin und her, nahm seine Gemahlin bei der Hand und führte sie vor bis an die Brüstung, im Mittelpunkt derselben.

"Schach halten" werden, obgleich es, streng genommen, vollkommen Unfitt ist. Nach schlimmer ist man mit dem Wort "Dame" umgegangen. Im Verlichen heißt dieser Stein Fernin oder Bezier, Minister, daraus wurde im Mittelalter Fernia gemacht. In Frankreich änderte man es in Fierce, Fierge, und endlich in Fierge um, von welchem letzteren die deutsche Lieberkunge "Dame, Jungfrau" ist. Was "rochieren" bedeutet soll, weiß wohl auch jeder ein Schachspieler; es kommt von "Roche", "Kameel", und worden auch so abgeleitet: ein Kameel mit einem Welter darauf. Wuchren heißt also nichts anderes als "die Kameele bewegen" d. h. mit den Thirmen eine bestimmte Bewegung machen.

Literatur und Kunst.

\* Luther als Bibelübersetzer, von D. Ed. Niesm. Gotha, Verlags. 1884. Den schönen, gewöhnlichen Vortrag hielt der hochgeehrte Verfasser in der Verammlung des Evangelischen Vereins im Oktober v. J. und veröffentlichte ihn alsdann in den "Evangelischen Studien und Kritiken", aus denen jetzt vorliegender Abdruck entnommen worden ist. Wir halten es für überflüssig, die nachträgliche Aufbesserung noch besonders zu erwähnen, da Niesm ohne Zweifel auf dem Gebiet der Bibelübersetzung eine Autorität ersten Ranges ist, und freuen uns, daß der Vortrag, welcher

Ueber den herrlichen Park hin dehnten sich die herrschaftlichen Wälder in weiter Ferne aus. Sankt lenkte sich die bewaldete Höhe bis zum begrenzenden Fluße hinab, der noch immer dieselbe Mäule, trieb aus der Semmelmann als Wälder einst sein Wohl bezog. Lange war das hier und das Werk längt in fremde Hände übergegangen. Damals schon war es der Forst gemeinde, der das Interesse des Großfürsten erregt hatte, und jetzt war dieser schöne Forst sein Eigentum geworden, sein Besitz, dessen herrliche Leitung er selbst übernehmen wollte.

Einmal schritt er mit seiner Gattin, die er nun für seine Mobilisirungspläne gewonnen hatte, Hand in Hand auf dem sauber gehaltenen Parkwege dem Wildgatter zu, in welchem zahlreiche Hirsche sich tummelten. Ein weites, reich mit Holz bestandenes Terrain war hier zum Aufenhalte des Wildes mit hohem Raune eingeseigt. Hier konnten sich die Thiere, geschützt vor jeder Verfolgung, recht frei und glücklich füttern und ihr vorzügliches Nahrungsgut letzte Zeugnis dankbar abgeben und in hohem Grade der Fall war. Zutraulich kamen sie auf den Ruf ihres Wärters aus Gitter, um das dargereichte Futter in Empfang zu nehmen und grade bei solcher Fütterung war es, als das Ehepaar an das Gehege herantrat. Der Wälder ruz nur wenig, aber sehr gutes Auenweid mit einer desto größeren Portion goldiger Hahnenfüßler, die die Thiere mit sich führen. Befragen sich vorzüglich schmedten liegen. Wozu auch Hen? Ueberall sprözte jetzt im Mai das junge Gras und vor dem Wilde reichliche Leistung dar. Im Winter freilich war das anders; da stand der Wildschuppen mit seinem breiten Schutzdache, mit seinen Krüppeln und Klauen, in die täglich frisches Heu und anderes Futter gelegt wurde.

Nicht neben diesem Fütterungsplatze war ein flaches Wasserbeden, eine Quelle, in deren schlammigen Uferande die Hirsche zuweilen beglückt wälzten und dann, in solcher mit Morast überzogenen Toilette, nicht grade aufzufinden ausfallen. Sie mußten sich aber doch wohl fühlen, wenn sie mit Wehrlichkeit sich nichtig spülten und der Schlamm weit umher flog.

Im Rande des Wasserbedens trieb auch das Moß seine schilfigen Strosen, in denen farbenprächtige Insekten sich wiegten und in den hienstlichen Schwängungen von Halm zu Halm flatterten.

Im Duschwerke dieses sorgsam gepflegten Geheges brüteten zahlreiche Vögel, viele Nester mochten schon mit Jungen besetzt sein, denn in ruhelofer Geschäftigkeit flogen die Alten ab und zu.

Ein heller Waldbach tanzte plätschernd am Abhange hernieder, überall kleine Kastaden bildend, heute doppelt schön, denn in seinen jersich bewegten Wellchen spiegelte sich der Sonnenstrahl wie glühendes Silber.

Da rauchte es im dichten Duschwerk und aus dem bergenden Schutze hervor trat der Hauptstamm. Noch einen Trunt schürfte er aus dem flaren Wache, bevor er zur Fütterungsstelle herantrat, auf welcher die schwächeren Hirsche nebst Wüternwild und Wildhären dem Safer und den Kartoffeln schon wader zufrachten.

Vertwundert betrachtete Herr Semmelmann mit seiner Gattin

1. J. auf alle Hörer den tiefsten Eindruck machte, nun einem weiteren Verlektis zugänglich gemacht worden ist. Die Verdienste der einfache ebengleiche Geist ist zu wübrigen weiß, aber nichts irgend hohen wie einen so kurzen und treffenden Ausdruck für die grobartige Leistung des Reformators und eine so überzeugende Zusammenfassung ihrer bewundernswürdigen Vorträge gefunden wie hier. Theologen und Nichttheologen sei Niesm's Gabe bringen empfohlen.

\* In seiner ersten erschienenen Geschichte des Jahres 1883 (W. H. Müller, Politische Geschichte der Gegenwart, XVII. Das Jahr 1883, Berlin, Julius Springer, Preis 3.00 Mk.) giebt Prof. Müller, der bekannte Rühmiger Historiker, in herauslaufender Erzählung eine gebräugte Uebersicht der Ereignisse des gedachten Jahres und wird sich zuweilen durch diese neuen Band wiederum zahlreiche neue Freunde erwerben. Bei der großen Bewegtheit unseres politischen Lebens ist es besonders für den Laien außerordentlich wichtig, aus dem wogenden Treiben die Thatfachen, die Ereignisse heraus zu finden, die die wichtigsten sind und welche einen dauernden Einfluß ausüben können. Am eingehendsten ist natürlich die Geschichte Deutschlands behandelt und besonders die Darstellung von Deutschland's äußerer Politik wird jeder ganz abgesehen vom politischen Parteistandpunkte mit großem Interesse lesen.

\* Walhall. Germanische Götter- und Heldenlagen. Für Alt

das reizende Bild, besonders aber den wunderlichen Kopfsus der Hirsche, der so wenig dem Geweihe gleich, die in ihrem Ahnenalle die Wälder schmückten und wie sie solche in verschiedenen Museen der Hauptstadt gesehen hatten. Ein mit Zell überzogenes kurz behaartes Gewas trugen die Hirsche allerdings auf ihren Köpfen — aber es waren, wie sie sich ausdrückten, keine Hirschhörner. Ja, als ein besonders gezähnter bis dicht ans Gatter herantrat, wogte Frau Semmelmann den wunderbaren Auswuchs anzusehen und fand ihn ganz weich.

"Sonderbar! sehr sonderbar!" — sprach der Herr. "Habe doch schon so manches Hirschgeweihe gesehen und bewundert, aber es ist doch nicht mich noch nicht vorgekommen! Ob et wohl eine ganz besondere Art von Hirschen sind? Aber den Wälder mag ich nicht deshalb fragen, ich könnte mir blamieren."

Gatte der Wälder etwas von den Worten vernommen oder es nur aus den verwunderten Mienen der Herrschaft gelesen, kurzum er wußte es, daß man in betreff des Wildes recht unvorsichtig war, und er, dem die Kenntniß der Natur und Gemüthsarten der Thiere Lebenszweck war, füllte mit nicht geringem Stolz sich als den klügeren, besser unterrichteten. "Ist doch zu toll! das ist er, Kolbenstiel für eine fremde Art anzusehen!" Unter solchen Gedanken bewegte er sich innerhalb des Gitters zwischen den Thieren, die ihn zutraulich umringten, gleichsam als wollten sie ihm danken oder ihn um mehr Futter bitten, während Herr und Frau Semmelmann außerhalb standen und wiederholt ihr Befremden über den behaarten Kopfsus des Wildes ausdrückten.

Jetzt konnte sich der Wälder Meier, als grader Thüringer nicht länger halten, es brüchte ihm das Herz ab, er mußte mit seinem Wüßen vor der Herrschaft groß thun, ihr imponiren, denn es war ja nicht unmöglich, daß der Herr in Bewunderung seines gelehrten Wildwärters ihm eine bessere Stellung anweisen konnte. Wer kann in die Zukunft sehen? Zwar war seine Stellung in Meiers eignen Augen schon jetzt eine sehr wichtige, einflußreiche — denn nicht nur die Hege des Wildparks, sondern auch die Pflege und Ausbildung der gräflichen Hunde lag in seiner Hand — und dennoch hatte man

ihm den Titel "gräflicher Biqueur," nach dem er strebte, bisher noch nicht bezeugt, er hieß schlechtweg "Meier" und weiter nichts. Auf das Gräfliche durfte er nun gar nicht mehr hoffen, seit ein bürgerlicher Semmelmann sein Herr geworden war. Fatal! seinste er, sehr fatal! — Aber ein kluger Mann muß sich ins Unabänderliche zu schiken wissen und den Mantel nach dem Winde halten.

"Gnädige Herrschaft," sprach er mit tiefer Vereignung, "wenn Sie mir erlaube Ohnen zu erklären, daß die rauhe Auswüchse auf den Köpfe die neuen Geweihe sind, so könnte Sie mir glaube. Sie wachsen alle Jahre neu und wenn sie ausgereicht und verhärtet sind, dann seze die Hirsche und werse dann im nächsten Jahre wieder ab."

"Was thun sie? verhärtet? segen? ausreden? abwerfen?" "Ja, sie seze den Ost ab, wenn die Enden völlig ausgereicht sind," bestätigte Meier.

"Erklären Sie sich deutlicher!" sprach der Herr etwas ungeduldig werdend.

Meier war kaum im Stande ein Krümpfen der Nase über diese trasse Unwissenheit zu werben, erklärte aber in beschämendem Tone weiter: "Im Februar schon bilden sich beim Spießer die Rosenstöcke und im Mai zeigen sich auf den Rosenbüden die ersten Keime der Spieße, die dann bis zum August sich bis sechs und sogar zwölf Fuß Länge ausbilde und dann gezeit werde. Im nächsten Jahre wirft der Spießer die Spieße ab und sezt Gabeln auf, die dann gegen Ende August völlig ausgereicht sind. Auch der Gabel wirft seine Gabeln mit sammt den Rosen wieder ab und sezt sechs Enden auf, dann ist er ein Sechser. Mitte August sezt er wieder und so geht es alljährlich fort, allemal zwei Enden mehr. Manchmal sezt er auch "monfrös" auf, was dann um so höher gezeit wird."

"Himmel und die Welt!" — sprach Semmelmann leugte zu seiner Gattin, "spricht der Kerl unverständliches Zeug!" — dabei listete er den Kut, trocknete sich den Schweiß von der Stirne, den ihm die Spannung und Aufmerksamkeit ausgereicht hatte, und meinte dem doctrenden Wälder eiligst den Rücken.

Landwirthschaft.

Die Aufzucht unserer Hausthiere.

III. Die Rinder.

(Schluß.)

Schon im vorigen Artikel wurde gesagt, und wir wiederholen es nochmals ausdrücklich, daß man eine ausgedehntere Rinderzucht — über den eigenen Bedarf hinaus — nur in solchen Gegenden mit Vortheil betreiben kann, wo günstige Weiden für das Jungvieh zu Gebote stehen. An Ermangelung solcher vor der Natur gegebenen Weideplätze kann man zwar in der Nähe des Hauses sogenannte Grasfopfen anlegen, wenn hier zum Grasen geeigneter Boden in trodruer Lage und gutes Tränkwasser zur Verfügung steht; allein man hat in solchem Falle zu bedenken und zu berechnen, ob die Höhe

der auf diese Weise gemoinenen Bodenrente auch im richtigen Verhältnisse zu der Einnahme und dem Vortheile steht, welcher später beim Verkauf der aufgezogenen Rinder gewonnen wird. An allen Orten, wo sich die Landeskraße eines besonders guten Namens erfreut, die Käufer für dieselbe aus fernem Gebirgen herbeikommen und stets willig hohe oder befristende Preise für die Rinder und jungen trächtigen Ferkeln zahlen, wird man unter den oben angegebenen Verhältnissen sich ohne Bedenken für die Anlage von künstlichen Grasfopfen erklären können.

Im Sommer des ersten Lebensjahres ist der Weidegang untreifrig der Stallhaltung bei weitem vorzuziehen, und es kann derselbe nach unseren Erfahrungen selbst durch das beste Futter anderer Art niemals vollständig ersetzt werden. Wir

und Jung am deutschen Heerd existirt von Felix Dahn und Berkele Dahn (geb. Frein von Drosse-Hilshoff). Wir mehr als 50 Bildertafeln, Textfiguren, Kupferstiche und Schlußfäden nach Herbezeichnungen von Johannes Gebr. Lieferung 1. Preis 1 Mk. Es ist genöh mit Freude zu begrüßen, daß ein Gelehrter und Dichter wie Felix Dahn, einer der gründlichsten Kenner germanischer Sprache, die Schwierige aber dankbare Aufgabe einer Darstellung wie die vorliegende übernommen hat. Mit wachsender Spannung folgt der Leser in der vorliegenden ersten Lieferung des Gebanfangs unserer Vorträge über die Weltentstehung, Götter und Weltuntergang, Ueberaus anziehend ist die bei allem Gebanreichtumum frühe, poetische, zuweilen mit feinem Humor gewürzte Sprache Dahns. Es fätschlich ist seine Darstellung, daß Genus darin finden wird.

\* Hochlandsbilder von Maximilian Schmidt (vgl. Werke Bd. I.) mit dem Portrait des Verfassers in Soldatent und einer Einleitung von Prof. Joseph Kürschner. München, Verlag von Georg D. W. Callmann. Preis 3.00 Mk. Der vorliegende Band enthält zwei Erzählungen, "Die Schwamungstron" und "3 Altmummet", welche jeden Freund volkstümlicher Dichtung der der Letztere in der vollen Fülle des herrlichen hochländischen mit reichem Gemüthe entstanden werden. Der Verfasser ist mit dem Volke innig vertraut, er kennt seine

Sitten und Gebräuche, er spricht mit dem Volke und aus dem Volke; seine Worte geben vom Herzen wieder zum Herzen. Dabei ist keine Sprache frei von Schwülftigkeiten, das Thema, das er behandelt, ein verhältnismäßig einfaches, aber gerade darum packt jedes Wort den Leser mit einem unheimlichen Aufmerksamkeit von Glatz, ohne daß er sich dem Bewußtsein fäht. — Durch eine Charakteristik Schmidts aus der Feder des bekannten Literaturkritikers Prof. Joseph Kürschner wird der Band eingeleitet, der sich im übrigen auch durch eine elegante und geübene Ausstattung auszeichnet.

\* In dem Werke des Altarwerk der hiesiger Meister Jan Bornmann und Bernart von Drieh in der Pfarrkirche zu Güttrorn. Neun Photographienabbildungen mit erläuterndem Text. Güttrorn 1883. Die viel kunstwerke noch vorhanden im Schutze schlummern und wie dringend notwendig die genaue, systematische Inventurierung aller Kunstdenkmäler ist, erhält durch das vorliegende Buch einen neuen Delag. Durch das Verdienst des Direktors des hiesigen öffentlichen Kunstmuseums zu Schwerin ist ein bisher gänzlich unbekanntes Gemälde eines niederländischen Meisters entdeckt worden, des Bernhard von Drieh, für dessen große Bedeutung nur die eine Thatsache angeführt werden mag, daß Kaiser Leo X. ihn mit der Ueberwachung der Ausführung der Raffaelischen Teppichkartons betraute. Die vorliegende Schrift bringt alle nöthigen Daten über diesen interessanten Fund, sowie vortheilhafte Abbildungen desselben.

